

Žana Ranaitė-Čarnienė

Eine unglaubliche Wahrheit



**Bericht einer litauischen
Überlebenden des Holocaust**

VSA:

Žana Ranaitė-Čarnienė
Eine unglaubliche Wahrheit

Zur Autorinnen-Angabe siehe das Vorwort von Mascha Rolnikaitė auf der Seite 9.

Der Herausgeber und Übersetzer:

Horst Koop arbeitete über 30 Jahre als Russischlehrer. Dabei kam es ihm, neben den eigentlichen Aufgaben des Sprachunterrichts, auch darauf an, jungen Menschen das Schicksal der NS-Verfolgten nahezubringen. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist er langjähriges Mitglied der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes – Bund der Antifaschist*innen (VVN-BdA) in Hamburg.

Žana Ranaitė-Čarnienė

Eine unglaubliche Wahrheit

Bericht einer litauischen Überlebenden
des Holocaust

Herausgegeben und aus dem Russischen
übersetzt von Horst Koop

VSA: Verlag Hamburg

Die Veröffentlichung dieses Buch wurde ermöglicht durch großzügige finanzielle Zuwendungen der »Stiftung Erinnerung Lindau/Walther Seinsch«, der »Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur« sowie der »Stiftung Irène Bollag-Herzheimer«, Basel«.

© VSA: Verlag 2022, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Buchbindearbeiten: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

ISBN 978-3-96488-168-7

Inhalt

Vorwort des Übersetzers	7
»... wider das Vergessen«	9
Anfang	11
Jonava	13
In Paris	27
Wilna	30
1941 – Ghetto	35
In Minsk	70
Flucht zu den Partisanen	92
In Moskau	96
Lubjanka	100
Tagillag	110
Verbannung – Ukraine	121
Rückkehr nach Wilna	143
Rehabilitierung	146
Epilog	149
Post Scriptum	150
Anhang	151

Vorwort des Übersetzers

Vor ein paar Jahren trugen jüdische Freunde die Bitte an mich heran, eine auf Russisch geschriebene Biografie eines lettischen Holocaust-Überlebenden ins Deutsche zu übersetzen (Semjon Špungin: Vor und nach der Flucht).¹ Nun habe ich eine weitere Biografie übersetzen können. Es handelt sich um das bewegende Lebensschicksal einer litauischen Jüdin, Žana Ranaitė-Čarnienė. Sie hat nicht nur als einzige ihrer Familie die Schreckenszeit des Wilnaer Ghettos, sondern auch – in der Sowjetunion als »Vaterlandsverräterin« verurteilt – fünf Jahre Straflager im Süd-Ural mit anschließender dreijähriger Verbannung in der Ukraine überlebt.

Als ehemaliger Politiklehrer lag mir schon immer viel daran, etwas zur Aufklärung über die Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg beizutragen. Heute erleben wir, wie politisch motivierte Radikalität, Unwissenheit und Vorurteil dazu führen können, in die abstruse Gedankenwelt von Geschichtsfälscher*innen, Rassist*innen und Holocaust-Leugner*innen »abzutauchen«.

Der Autorin war der Hinweis wichtig, dass es ihr mit dem Niederschreiben ihrer Memoiren hauptsächlich darum ging, sich von der Überlast bedrückender Erlebnisse und Erfahrungen – insbesondere das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen betreffend – zu befreien, es sich »von der Seele zu reden«. Das Anliegen findet beim Übersetzen Berücksichtigung. Gerade durch die Schlichtheit der Sprache erzielt die Darstellung »unglaublicher Wahrheit« eine tiefgreifende Wirkung. Das Erlebte spricht für sich.

Der litauische Originaltitel des Buches von Žana Ranaitė-Čarnienė lautet »Nejtikėtina tiesa (rusų kalba)«, meine Übersetzung basiert auf dem russischen Text »Janna Ran-Tsharnyj: Njeverojatnaja pravda«, 1993 erscheinen im Švyturys-Verlag, Vilnius). Mit übernommen wurde der dort enthaltene einleitende Text »... wider das Vergessen« von Mascha Rolnikaitė. Die Vorbemerkung des litauischen Verlages zu dem Buch ist im Anhang mit aufgenommen. Dort sind zudem Fotos und Dokumente aus dem Original abgedruckt, die leider in keiner besseren Qualität reproduziert werden konnten. Drei Emaille-Arbeiten von mir aus diesem Jahr wurden drei Kapiteln zugeordnet.

¹ Semjon Špungin: Vor und nach der Flucht, Metropol Verlag, Berlin 2017.

Einige wenige Personenbeschreibungen, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den von der Autorin geschilderten Erlebnissen stehen, blieben in der Übersetzung unberücksichtigt. Die erläuternden Anmerkungen in den hinzugefügten Fußnoten stammen von mir bzw. dem Lektorat des VSA: Verlags. An dieser Stelle möchte ich mich bei der Lektorin Juliane Deppe für das sehr sorgfältige Lektorat bedanken.

Die intensiven Bemühungen, Angehörige der Autorin ausfindig zu machen, um die Frage der Urheberrechte zu klären, blieben erfolglos. Diesbezüglich herzlichen Dank jedoch an Frau Rasa Balčikonytė, Kulturattaché der litauischen Botschaft in Berlin.

Eine Anfrage bei der Zentralen Datenbank der Namen von Holocaustopfern von Yad Vashem bzgl. des Sterbedatums von Žana Ranaitė-Čarnienė blieb leider ebenfalls erfolglos. Es konnte lediglich mitgeteilt werden, dass sie 2012 einem italienischen Journalisten ein Interview gegeben hatte. Demzufolge ist Žana Ranaitė-Čarnienė mindestens 92 Jahre alt geworden. Ein beachtliches Alter angesichts ihrer zum Teil menschenunwürdigen Erfahrungen.

Horst Koop

»... wider das Vergessen«

Die Jahre des von Hitler angestifteten Völkermordes entfernen sich mehr und mehr, aber die Erinnerung an die Geschehnisse von damals bleibt unauslöschlich. Davon können auch die biografischen Aufzeichnungen von Žana Ranaitė-Čarnienė (geb. 1920) Zeugnis ablegen.

Eingerahmt von Erzählungen über die Zeit vor dem Krieg und über einige Ereignisse nach ihrer Heimkehr in Wilna, erfahren wir das für die Entstehung dieses Buches Wichtigste: Die Erlebnisse im Ghetto sowie Begebenheiten und Umstände, die ihr das Überleben ermöglichten, zum Beispiel wie es dazu kam – gewissermaßen »in der Höhle des Löwen« –, beim Todfeind Arbeit zu finden (zuerst als Übersetzerin, dann als Hauswirtschaftshelferin im Minsker Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg). Von dort aus gelang es ihr, zu einem weißrussischen Partisanenverband zu fliehen. Dies rettete sie zwar vor dem sicheren Tod, hatte letztendlich aber fünf Jahre Aufenthalt in einem sowjetischen Arbeitslager zur Folge.

Trotz großer Willenskraft und Geistesgegenwart in gefährlichen Situationen wäre eine Rettung aus dem Ghetto und später – unter dem falschen Namen Margarita Rutkovski – ein Überleben im Gulag und während der anschließenden Zeit in der Verbannung nicht möglich gewesen, wenn das Schicksal sie nicht mit guten Menschen zusammengeführt hätte. Über sie berichtet Žana Ranaitė-Čarnienė mit viel Wärme und Dankbarkeit.

Zweifellos wird auch der Leser mit Hochachtung und Anerkennung ihrer gedenken.

Die Autorin der vorliegenden Lebenserinnerungen ist keine professionelle Schriftstellerin. Sie legte Wert darauf, zu betonen, dass es ihr nicht darum ging, eine literarische Glanzleistung zu vollbringen.

Umso mehr beeindruckten ihre Aufzeichnungen durch ihre Schlichtheit und tief empfundene Aufrichtigkeit.

Mascha Rolnikaitė

Anfang

Mein Vater, Grigorij Moissejewitsch Rahn, wurde 1893 in Kaunas [Litauen] geboren. Nach dem Abitur in Kaunas, besuchte er die medizinische Fakultät an der Universität in Leipzig. Wegen des 1914 ausbrechenden Ersten Weltkrieges konnte er sein Studium in Leipzig nicht beenden und begab sich für das letzte Semester nach Charkov. Dort gab es die Regelung, dass ein bestimmter Prozentsatz an Juden an den Universitäten zugelassen wurde. In Moskau oder Petrograd² gab es für Vater keine Möglichkeit, das Studium abzuschließen. Während seiner Studienzeit in Charkov lernte er Vera Issajeevna Kavunovskaja kennen. Sie war gerade aus Lille (Frankreich) zurückgekehrt, wo sie ihr Studium als Pianistin am Konservatorium abgeschlossen hatte. Sie war immer gut gelaunt und wurde von den sie umgebenden Leuten verwöhnt. Einmal ging sie mit Grischa³ Rahn aus.

Sie heirateten in Jelisawetgrad. Kurze Zeit später wurde Grischa in die Rote Armee eingezogen.

Im Juni 1920 erblickte eine Tochter das Licht der Welt, geboren im väterlichen Haus Veras in Jelisawetgrad. Das Haus der Eltern war groß genug, um allen Kindern mit ihren Familien Platz zu bieten.

Aber das Schicksal wollte es anders. Mamas älterer Bruder Schunja wurde während der Petljura-Pogrome⁴ auf bestialische Weise ermordet.

Papa wurde 1921 aus dem Wehrdienst entlassen. Er bekam die Erlaubnis, in sein Heimatland Litauen zurückzukehren. Die Beförderung erfolgte in Güterwagen. Papa bekam einen Waggon zugewiesen, in dem ein kleiner Ofen mit Feuerholz war.

So reisten wir im Winter von Jelisawetgrad nach Kaunas. Die Fahrt mit mir als zweijährigem Kind dauerte einen ganzen Monat. Züge mit

² Die Stadt St. Petersburg hieß zwischen 1914 und 1924 Petrograd.

³ Grischa war der Spitzname von Grigorij.

⁴ Mit Petljura-Pogromen werden jene antisemitischen Ausschreitungen in der Ukraine bezeichnet, die während der Regierungszeit von Simon Petljura in den Jahren 1919–1920 stattfanden. Inwiefern dieser für die Pogrome verantwortlich gewesen ist, konnte bis heute nicht eindeutig geklärt werden. Petljura wurde 1926 im Pariser Exil von Schlomo Schwarzbart, einem jüdischen Anarchisten, erschossen. Er hatte bei den Pogromen seine Eltern und ein Dutzend weitere Familienangehörige verloren.

Soldaten wurden vorzugsweise durchgelassen. Das hieß für uns, dass unser Zug manchmal an kleinen Haltestellen – zwischen Feldern – lange Aufenthalte hatte. Papa leistete im Zug medizinische Hilfe, sofern es nötig war.

In Kaunas fanden wir Unterkunft bei Tante Sonja, Vaters Schwester, einer Zahnärztin. Da es schwer war, eine geeignete eigene Wohnung in Kaunas zu finden, zogen wir schließlich nach Jonas, eine 32 Kilometer entfernte Kleinstadt. Durch Tante Sonjas Vermittlung konnte Papa dort eine freigewordene Arztpraxis übernehmen, »zum Überwintern«, wie die Tante uns mitteilte. Das »Überwintern« dort dauerte ganze 20 Jahre.

Jonava

Wir zogen nach Jonava und »überwinterten« dort ganze 20 Jahre. Wir richteten uns in einem ziegelsteinernen Haus ein, welches gegenüber einer weißen zweitürmigen katholischen Kirche in der Wilnjausstr. 32 stand. Zuerst gehörte uns die halbe Etage. Wir durften drei Zimmer benutzen. In der anderen Hälfte wohnte der Hausherr, ein Litauer, mit seinen beiden Söhnen. Im Parterre unter uns befand sich der Kolonialwarenladen unseres Vermieters und unter seinem Wohnbereich eine Bäckerei, deren Räume der Bäcker Schapiro gemietet hatte. Seine Waren wurden nachts gebacken, damit die Kunden am Morgen frisches Feinbrot, frische Brötchen, Kringel und Lebkuchen kaufen konnten. Auf der Straßenseite erstreckte sich in der Länge unseres Wohnzimmers ein Balkon und auf der Rückseite des Hauses befand sich über die ganze Etagenbreite eine Terrasse, die wir mit dem Besitzer teilten und wo wir Kinder spielten. Von der Terrasse aus war ein kleiner Hof zu sehen. Dort hatten wir einen Schuppen, in dem Holzscheite zum Verfeuern aufgestapelt waren und wo sich eine Eingangstür zu einer Vorratskammer befand. Dort trafen sich gewöhnlich die Mitarbeiter des Bäckers zum alltäglichen Tratsch.

Die Jahre vergingen. Nachdem der älteste Sohn des Hausherrn das Progymnasium abgeschlossen hatte, entschloss sich die Familie, nach Kaunas umzusiedeln. Dort sollte der älteste Sohn die letzten Jahre des Gymnasiums absolvieren. Der jüngere, Anizele, wuchs heran und sollte bald in die Schule kommen. So schlug uns der Hausherr vor, die ganze Etage zu beziehen. Nach einer unseren Ansprüchen gemäßen Renovierung zogen wir in die neuen Räume ein. Als ich fünf Jahre alt wurde, beschlossen meine Eltern, eine Gouvernante für mich einzustellen. Das war für mich sehr interessant. In dem gleichen Jahr besuchte meine Mutter mit mir eine Nachmittags-Opernaufführung in Kaunas. Der starke Eindruck, den dieses Erlebnis auf mich machte, begleitete mich mein ganzes Leben. Wir sahen Tschaikowskis Ballett »Der Nussknacker«. Ich trug ein Kleid aus salatgrünem Taft, weiße Söckchen und Lackschuhe. Mit Mutter an meiner Seite beschäftigte ich mich mit Musik, lernte Klavierspielen, und um alles Übrige – Leibesübungen, Stricken, Häkeln, Gedichte lesen und lernen, Spiele, später auch die Vorbereitung für die Schule – kümmerte sich die Gouvernante.

Ich war noch keine fünf Jahre alt, als meine Eltern eines Tages nach Kaunas fuhren. Womit sollte ich mich, alleingelassen, beschäftigen? Ich ging in Papas Arbeitszimmer. Auf dem Schreibzimmertisch standen in Gläsern Zigaretten und Papirossi.⁵ Mutter rauchte nicht, aber Papa war ein starker Raucher. Ich beschloss, es auszuprobieren. Ich nahm eine Papirossi. Sie hatte ein langes Mundstück und sah weniger furchterregend aus. Dann ergriff ich noch eine Schachtel mit Streichhölzern, die daneben lagen, und ging auf die zur Hofseite hinausgehende Terrasse. Ich zündete die Papirossi an und zog daran, so stark ich konnte. Daraufhin begann ich schrecklich doll zu husten, sodass ich dieses böse schlecht-schmeckende Ding fallen ließ. Als ich wieder zu mir kam, ging ich in die Wohnung zurück, um mit meinen Spielsachen zu spielen. Obwohl unsere Hausangestellte nach mir sehen sollte, schenkte sie mir kaum Beachtung. So war jedenfalls mein Eindruck. Als die Eltern zurückgekehrt waren, erzählte Manja alles, was tagsüber vorgefallen war, u.a. auch wie ich mich benommen hatte. In unserem Esszimmer stand eine große Uhr. Ich wusste, dass ich nach dem Abendessen, wenn die Uhr einmal schlug, d.h. wenn es 8.30 Uhr war, aufstehen musste, um mich von den Eltern zu verabschieden, dann selbständig zu waschen und zu Bett zu gehen. Das fiel mir jedes Mal sehr schwer, weil ich gerne noch länger bei meinen Eltern geblieben wäre. Auch an diesem Abend stand ich auf, nachdem der schicksalsschwere Gong ertönt war. Ich sagte Vater und Mutter »Gute Nacht«, war schon auf dem Wege zur Tür und wollte die Hand zum Türknauf ausstrecken, als plötzlich mein Vater, zeitungsliegend, sich im Befehlston an mich wandte: »Schanna, komm mal zu mir!« Papa sprach mich gewöhnlich nur mit meinem Kosennamen an. Was war passiert? Was hatte ich getan? Ich ging zum Vater. Er befahl mir, mich anzuhauchen. Ich hauchte ihn an und er fragte mich streng, was ich tagsüber gemacht hätte. Ich verstand nicht gleich, was Vater im Sinn hatte. Er sagte, dass ich nach Rauch riechen würde, und ich gestand. Darauf führte er mich in sein Arbeitszimmer, setzte sich mir gegenüber auf einen Stuhl und begann mir ruhig zu erklären, dass alle guten Frauen, so wie Mama, Darja Davidovna Kasan, die Frau des Apothekers, Tante Sonja, Papas ältere Schwester, Tante Rosa und alle anderen nicht rauchten. Nur schlechte Frauen würden rauchen. Das war das erste Mal, dass Papa mit mir so ernst, wie mit seinesgleichen, redete. Sein Vortrag war sehr eindringlich, ohne dass er währenddessen

⁵ Papirossi sind Zigaretten mit langer Papphülse und starkem Tabak.

die Stimme erhob. Sehr viel später, als gleichaltrige Heranwachsende damit anfangen, heimlich zu rauchen und mir auch vorschlugen es zu probieren, lehnte ich ab und habe auch nie wieder einen Versuch gemacht. So war mein Vater: ausgleichend, standhaft fordernd und mir gegenüber streng. Dafür bin ich ihm bis zum heutigen Tag dankbar.

Mama führte in all diesen Jahren Briefwechsel mit Tante Manja, die mit ihrer Familie in Moskau wohnte, und Onkel Janja, der mit seiner Familie in Petrograd lebte. Im Sommer 1927 kamen uns Onkel Janja und Sonja, seine Ehefrau, besuchen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei uns. Der Onkel verwöhnte mich. Sie fuhren zusammen mit Mama häufig nach Kaunas. Das Ergebnis dieser Fahrten war, dass sie, anstatt in das »rote« Sowjetrussland zurückzukehren, mit Mamas Hilfe nach Paris reisten. Dort brachte Sonja Tamotschka zur Welt. Onkel Janja konnte mit seinem juristischen Diplom in Paris nichts anfangen. Er wurde Handelsvertreter bei der Firma Geginger & Tobler. Nach zehn Jahren gehörten ihm und einem Kompagnon eine Niederlassung. Sein Depot versorgte russische Restaurants mit schwarzem und rotem Kaviar, Oliven, Sardinen und sogar Schokolade: Alle Sorten waren von der Marke Tobler.⁶

Der Onkel baute in Medon, einem Vorort von Paris, ein kleines einstöckiges Haus, um sich dort mit anderen Russlandflüchtlingen niederzulassen. Im Parterre befand sich die Küche, Ess- und Wohnzimmer, im ersten Stock gab es drei Schlafzimmer. Das Haus schmückten Stuckaturen und war mit grüner Farbe angestrichen. Rund um das Haus und in Blumentöpfen auf den Fensterbrettern wuchsen hellrote Blumen. Die Tante hatte eine sehr schöne Figur und arbeitete als Mannequin für ein großes Modehaus. Dafür durfte sie alle Kleider, die sie vorführte, auch für private Zwecke tragen. Mit Unterstützung eines Dichters gründete sie ein Kindertheater auf der Avenue des Champs-Élysées und nannte es »Soluschka« (Aschenputtel/HK). Das Kindertheater erfreute sich großer Beliebtheit. Die Tante knüpfte viele Kontakte mit vielen Ländern, u.a. mit der UdSSR. Sie nahm nicht nur an Kinofestivals in Cannes, sondern auch an anderen Orten in Westeuropa und zwei Mal in Moskau bei ähnlichen Veranstaltungen teil.

Schon bald nach der Abreise von Onkel Janja und Tante Sonja gen Paris kam mein Brüderchen Alexander, »Schurik,«⁷ zur Welt. Er wurde

⁶ Tobler ist eine Schweizer Schokoladenmarke.

⁷ Schurik ist eine Koseform von Alexander.

am 20. April 1927 in der Klinik von Onkels Bruder, Grigorij Lvovitsch Rabinovitsch, in der Kjustutschio-Str. in Kaunas geboren. Als meine Eltern mit Schurik nach Hause kamen, richtete sich ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf ihn. So jedenfalls war mein Empfinden beim Eintreffen des neuen Familienmitglieds, da ich bisher die ungeteilte Aufmerksamkeit für meine Person gewohnt war. Zeitweise war ich sogar eifersüchtig auf das wunderbare Baby. Bald jedoch gewann ich es auch sehr lieb. Das Schicksal erlaubte es uns beiden – meinem Bruder und mir – nicht, lange zusammenzuleben.

Im Jahre 1928 bestand ich die Prüfung zur Aufnahme in die dritte Klasse des deutschen Gymnasiums. Dort war ein Unterricht von zwölf Jahren vorgesehen, bestehend aus vier Vorbereitungs- und acht eigentlichen Klassen. Zwei Vorbereitungs-Schuljahre habe ich zu Hause mit der Gouvernante ableisten dürfen. Zu Beginn des Schuljahres fuhr Mama mit mir nach Kaunas und verschaffte mir eine Wohnunterkunft bei Rebecka Pavlovna Rosenblum. Diese hatte zwei erwachsene Töchter, die dasselbe Gymnasium besuchten, allerdings schon in höheren Klassen. Sie hießen Sina und Anja. Sie wohnten in der Parterre-Wohnung des Hauses meiner Tante Rosa und meines Onkels Rosenblum, das sich in der Laisves-Allee gegenüber der Belski-Apotheke und schräg gegenüber des Stadtparks befand. In diesem Haus gab es auch noch das Hotel und Restaurant Versailles. Tante Rosa und Onkel Josif lebten mit Tantes Mutter, Isserson mit Namen, und deren Tochter Sina im zweiten Stock, auf der Hofseite, zusammen. Ich war ein häufiger Gast in ihrem Haus. Vor meiner Ankunft war gerade ihr Sohn Roma im Fluss Neman ertrunken. Meine »Urgroßmutter«, wie ich sie nannte, da Tante Rosa sich zu Papa wie eine Tante verhielt, war eine sehr stattliche, elegante, akkurate und ehrenwerte Dame, die außerdem noch streng religiös eingestellt war. Sie wohnte in einem Raum hinter Tantes Schlafzimmer, betete viel und besuchte die Synagoge. Auf der gleichen Etage wohnte Idotschka Wolpert mit ihrem Ehemann. Sie gab Musikunterricht. In Jonava war Mutter meine Musiklehrerin, aber hier war es Tante Idotschka.

Mit meinen acht Jahren verstand ich mich schon als jemand, der selbstständig leben konnte. Ich sorgte selbst für Ausstattung und Körperpflege, aß, was man mir gab, und hatte keine Sonderwünsche. Die ersten Tage begleitete mich Anja ins Gymnasium. Man musste die Laisves-Allee überqueren, bis zur Kathedrale gehen, dann die Kastutschia entlang durch den ganzen Stadtteil bis zur Vitauto-Str., dort auf die andere Seite, bis man nach ein paar Schritten das Gymnasium erreichte. Hinter der

Kathedrale, daran erinnere ich mich noch, war das Geschäft von Katzenellenbogen, wo man Fotos berühmter Schauspieler kaufen konnte. Bald fing ich an, sie zu sammeln. Samstags, nach dem Unterricht, fuhr ich mit dem Bus nach Hause, um dort das Wochenende zu verbringen. Die Busse gehörten einer Privatfirma. Ein Platz im Bus kostete 5 lit.⁸ Obwohl meine Eltern für einen ganzen Platz bezahlten, musste ich manchmal auf den Knien eines zusätzlichen, nicht eingeplanten Passagiers sitzen. Von meinen Klassenkameradinnen wurden Graschina Wosiljute und Klara Boivit meine Freundinnen. Graschina wohnte mit den Eltern und mit ihrer Schwester, Primanerin unseres Gymnasiums, in der Totorja-Str., nicht weit von der Schule entfernt. Ich war häufig bei ihr zu Hause. Graschina und ich bekamen leckere Butterbrote und Obst mit in die Schule. In der großen Pause packten wir gewöhnlich unser Essen – Kakao, Milch und Tee als Getränke – aus und luden Klara zum Buffet ein. Klara wohnte in der Maironia-Str. in einer Kellerwohnung. Ihr Vater war ein Krüppel, konnte sich nicht allein bewegen. Er machte wunderbare Möbel aus Weidenruten-Flechtwerk. Klara war Deutsche. Die Kinder bedürftiger deutscher Eltern wurden in unserem Gymnasium kostenlos unterrichtet. Für die Kinder anderer Nationalität mussten 800 lit. pro Schuljahr entrichtet werden. Dafür waren die Lehrer gut ausgebildet und unterrichteten mit viel Liebe zu ihrem Fach. Das Gymnasium lehrte uns Ordnung, hingebungsvoll zu arbeiten und widmete dem Fach Sport besondere Aufmerksamkeit.

Dann geschah es: Im Jahre 1933, ich wurde 13 Jahre alt, bemerkten die Kinder nichtdeutscher Abstammung, dass sich die deutschen Kinder in einer Vorrangstellung fühlten, sozusagen als »Herren der Lage« gegenüber den auch noch anwesenden litauischen, jüdischen und russischen Kindern. Besonders wurde das in den höheren Klassen spürbar. Viele Eltern meldeten deshalb ihre Kinder – stillschweigend – mit Beginn des nächsten Schuljahres in anderen Gymnasien an. Graschina besuchte fortan das Gymnasium »Saulės«, das sich auf dem »Grünen Berg« bei der Seilbahnstation befand. Andere gingen auf das Gymnasium »Auschros«, und die jüdischen Kinder wechselten auf Jüdische und Iwrit-Schulen. Die Eltern der Kinder, die kein Iwrit⁹ beherrschten, setzten sich für die Neugründung einer jüdischen Schule mit Unterricht in litauischer Sprache ein. In dieser Schule konnten die Kinder im ersten Jahr

⁸ Lit. Ist die Abkürzung für die damalige litauische Währung Litas.

⁹ Iwrit ist die Eigenbezeichnung für modernes Hebräisch oder Neuhebräisch.

sogar auf Deutsch unterrichtet werden. Deutsch und Englisch wurden nach dem Lehrplan des deutschen Gymnasiums unterrichtet. Ein besonderer Unterrichtsschwerpunkt war, weil für viele besonders ungewöhnlich, die litauische Sprache. Wir mussten fünf Stunden pro Woche Litauisch lernen. Meine Eltern entschieden sich, mich nach Jonava zu holen. Dort besuchte ich von nun an das staatliche Progymnasium. Ich sollte mich sofort nach den Sommerferien in allen Fächern auf Litauisch als Unterrichtssprache umstellen. Die Lehrer kamen mir anfangs etwas entgegen. Trotzdem war es für mich anfangs sehr schwer. Wir sprachen doch zu Hause Russisch und in der bisherigen Schule Deutsch. Litauisch und Englisch wurden, bevor ich auf das Progymnasium kam, zwei Mal die Woche wie eine Fremdsprache unterrichtet.

Das Progymnasium befand sich in unserer Straße, der Wilnjausstraße, gegenüber unserer Wohnung, links hinter der Kirche. Die Lehrer zeigten am Anfang viel Verständnis für mich. Der Lehrer in Naturwissenschaft unterrichtete auch Deutsch, sodass ich mich in seinem Unterricht nicht sehr bemühte, auf Litauisch mitzuhalten. Ich sprach fast ununterbrochen Deutsch. Mein Lehrer lächelte dabei immer gutherzig und bezog seine Noten auch nur auf meinen Wissensstand in dem jeweiligen naturwissenschaftlichen Fachgebiet. Dagegen war das Erlernen des Litauischen für mich einfach schrecklich. Es wurde von einer strengen, großen, gutaussehenden jungen Lehrerin, mit Namen Julia Schukauskaitė, unterrichtet. Sie forderte von mir Unmögliches. Es waren nicht wenige »Fünfen«, die ich mir bei ihr erarbeitete! Sie war aber auf ihre Art prima, erreichte, was sie wollte. Ich war ihr sehr dankbar für ihre Unnachgiebigkeit und Strenge mir gegenüber. Nur dank ihr lernte ich, das Litauische gut zu beherrschen. Nach dem Zweiten Weltkrieg, viele Jahre später, nach all dem Erlittenen, traf ich sie zufällig in einer Wilnaer Straße. Sie erkannte mich. Julia Schukauskaitė, Philologin, lehrte damals schon als Professorin an der Wilnaer Universität Litauische Sprache. Erst da habe ich ihr meinen Dank für das Wissen ausgesprochen, welches sie mir als Heranwachsende vermittelt hatte. Im Progymnasium war ich in jener Zeit die einzige Jüdin. Ich kam irgendwann morgens in die Klasse und las an der Tafel: »Toll, dass man die Juden, auch wenn es nur zwei waren, umgebracht hat.« Es weckte mein Interesse. Ich wollte wissen, was das zu bedeuten hatte. Eine Mitschülerin verriet mir, dass zwei unbekannte Männer in ein jüdisches Haus eingebrochen waren, bestialisch die Bewohner getötet und die Wohnung ausgeraubt hatten. Jonava ist eine Kleinstadt, wo es vier Synagogen und eine ka-

tholische Kirche gibt. Es war anzunehmen, dass sich die Bevölkerung im Wesentlichen aus jüdischen Ladenbesitzern, Möbelhändlern, Kutschern, Fleischern, Flößern, Sattlern und Leuten aus anderen handwerklichen Berufen zusammensetzte.

An jenem Tag saß ich in allen Fächern schweigend da. Nach dem Unterricht machte ich mich auf den Rückweg nach Hause. Dort angelangt, erklärte ich, dass ich nach Beendigung des Progymnasiums im nächsten Frühjahr auf keinen Fall mehr ein litauisches Gymnasium besuchen werden würde. Eher würde ich bei Frau Verza Nähen lernen. Sie nähte manchmal ganze Wochen lang bei uns zu Hause für alle Familienmitglieder Kleidungsstücke. Bei meinen Mitschülern und einigen Lehrern wurden neue Ausdrücke hörbar wie z.B.: »Einen Jud setzen.« Das bedeutete »Einen Klecks machen.«... Damals war ich 13 Jahre alt.

Als ich ein Jahr zuvor in das Progymnasium eintrat, fiel mir ein Schüler mit Namen Wazlovas Jarozkas auf, der schon die vierte Klasse besuchte. Er galt als Primus in seiner Klasse, hatte eine Stimme von besonderem Wohlklang, und sang in unserem Chor.

Wazlovas war ein Sohn aus einer Eisenbahner-Familie und wohnte in der Nähe des Bahnhofs. Mein Bruder Schurik wuchs zu Hause auf. Ich ging oft mit ihm spazieren. Wazlovas fuhr mit dem Fahrrad in die Schule. Zwei Kilometer waren es vom Bahnhof nach Jonava. Als er uns einmal unterwegs antraf, nahm er Schurik auf dem Rahmen mit und schlug vor, mir das Radfahren beizubringen. Aber auf einem Männerfahrrad wollte ich es nicht versuchen. Bald bekam ich ein Damenfahrrad. Im Jahr darauf kam auch ich in die vierte Klasse und Wazlovas besuchte mittlerweile das Polytechnikum in Kaunas. Er wohnte aber noch zu Hause und fuhr für das Studium jeden Tag mit dem Zug in die Großstadt. Da ich jetzt in Jonava wohnte, war es mir möglich, meine Altersgenossen vor Ort näher kennenzulernen. Uns gegenüber im Haus rechts von der Kirche befand sich im Parterre eines langen zweistöckigen weißen Hauses eine Apotheke. Sie gehörte zwei Pharmazeuten, Nasvitis und Kagan. Die Familie Nasvitis wohnte auf ihrem Gut in der Nähe von Jonava. Nasvitis selbst, das Familienoberhaupt, arbeitete täglich in der Apotheke. Die Nasvitis hatten vier Kinder: Algirdas, Birute, Aldute und Njutis. Meine Eltern waren mit dieser Familie befreundet. Njutis war etwas älter als ich. Wir freundeten uns an, spielten und stritten miteinander. Frau Nasvitis sagte sogar einmal scherzhaft zu meiner Mutter: »Vera Issajevna, wollen Sie wirklich Janotschka nur einem Juden vorbehalten? Wir müssen unsere Kinder miteinander verheiraten.« An den

Sonntagen ritten Aldute und Birute auf Pferden zum Gottesdienst in der katholischen Kirche. Birute war sehr an Musik interessiert. Mutter unterrichtete sie in den Grundlagen des Klavierspiels. Die Familie Kagan bewohnte eine Wohnung hinter der Apotheke. In ihr gab es auch vier Kinder – Rosa, Iljuscha, Lena und Anja. Die Eltern waren auch mit ihnen befreundet, da wir in gegenüberliegenden Häusern wohnten. Anja war ein bisschen älter als ich. Nachdem sie das Progymnasium in Jonava abgeschlossen hatte, besuchte sie das weiterführende Gymnasium »Auschross« in Kaunas. Einmal fuhren meine Eltern in den Ferien zu einem Theaterbesuch nach Kaunas. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mal so richtig meine Fantasie und meinen fröhlichen Charakter ausleben. Anja hatte Verbindungen zur örtlichen jüdischen Jugend. Mich kannte man noch nicht so gut. Ich war etwas größer als Anja und sie wollte sich mal mit einem »angereisten« fremden jungen Mann sehen lassen. Ich zog Papas grünen Anzug an und stülpte mir eine Schirmmütze auf. Dann zogen wir in der Dämmerung Hand in Hand durch Jonava. Die Eltern bemerkten nichts, als sie zurückkamen. Die Nummer war total gut geglückt. Wie fröhlich und leicht habe ich mich damals gefühlt, wie viel Freude hatte ich am Leben, wie hell und klar schien mir alles!

Das erste Stockwerk bewohnte der Priester von Jonava, Waitekunas. Im Parterre befand sich die Apotheke und die Kooperative der Lebensmittelproduzenten. Ein zweiter Eingang führte in den 1. Stock. Dort wohnte damals Dr. Lukoschewitz mit seiner Frau, wo er auch praktizierte. Ich erwähnte bereits, dass Jonava mehr oder weniger ein jüdisches Städtchen war. Das Sägewerk gehörte den Segalovskis, ein zweites den Wulfovitschs und die Bursteiner handelten mit Holz. Es gab viele Ladenbesitzer. Mit Eisenwaren handelten die Pagirskis, mit Stoffen die Kaperis, Kapulskis, Schupovitschi, Grinevitschi, mit Kolonialwaren die Goldschmiedts und mit Kurzwaren die Sakis. Das Hotel gehörte dem Bürgermeister, die Bäckereien den Liebermanns und Schapiros. Die Schneider für Herrenmode in Jonava waren die Singers, zwei Brüder von den Kanovitschs betrieben je ein Herren- und ein Damenkonfektionsgeschäft. Das Kino gehörte T. Joffe. In unserer Straße existierte auch eine Bank, in der die Herren Glass, Upnitzki und Bankvetscher arbeiteten.

Alle ehrwürdigen Juden hatten ihren besonderen Platz in der Synagoge. Es gab einen Rabbiner, aber in jeder Synagoge einen Schammes¹⁰

¹⁰ Schammes, Bezeichnung für den Synagogendiener. Er ist dafür verantwortlich, dass die Synagogenordnung eingehalten wird, die in der Halacha festgeschrieben ist.

und einen Gabbai.¹¹ An den Freitagen vor Sonnenuntergang, wenn es für die gläubigen Juden an der Zeit war, die Synagoge zum Gebet aufzusuchen, liefen Kirchendiener mit einem Stab aufstoßend voraus und riefen: »In schul erain!« (»Es ist Zeit die Synagoge zu besuchen!«) Schnell wurden alle Geschäfte geschlossen. Man kleidete sich standesgemäß und eilte zum abendlichen Gebet. In den Fenstern jüdischer Häuser leuchteten je zwei Kerzen, in hohe Leuchter gesteckt. Darunter auf dem Tisch lag eine weiße Decke. Daneben konnte man Strietzel, gestrickte Schals, sehen. In unserem Ort gab es auch einen Wasserträger, namens Joshua. Er hatte einen langen Bart, brachte auch uns viele Jahre lang das Wasser. Seine Tochter, die jünger war als ich, bekam meine Kleidung, aus der ich herausgewachsen war. Ja, es gab in Jonava auch noch zwei jüdische Narren und eine Frau, die Trada hieß. Alle bedauerten und unterstützten sie. Die Juden trieben von Freitag auf Samstag keinen Handel. Nach jüdischem Glaubensbekenntnis war das strengstens verboten. Wenn ein jüdischer Kunde in dieser Zeit etwas dringend benötigte, ließ man ihn in den Laden und er konnte selbständig das Nötige herausholen. In einem Büchlein notierte er den Einkauf. Einmal in der Woche wurde abgerechnet.

In Jonava gab es auch ein Krankenhaus, das von meinem Vater geleitet wurde, daneben eine Feuerwehr, die Papas Sanitärer Adaschkes führte und noch Vieles mehr.

Zum Basar, der immer mittwochs stattfand, strömten die Bauern aus den umliegenden Dörfern. Das waren vor allem Litauer und Polen.

Nach Beendigung des Progymnasiums schickten meine Eltern mich auf meinen Wunsch hin in ein jüdisches Privatgymnasium mit Unterricht in litauischer Sprache. Hierhin wechselte ein Großteil der jüdischen Kinder vom deutschen Gymnasium. Die Fremdsprachen wurden auf Deutsch unterrichtet, alle übrigen Fächer auf Litauisch. Das war für mich keine so große Hürde mehr, da ich von meiner ehemaligen strengen Lehrerin, Julia Schukauskaite, gut vorbereitet war. Meine engsten Freunde während des Schulbesuchs wurden Vera Frenkel, Nina Finkelstein, Max Schwarz, Buma Rosen, Frosja Bak, Ronja Feigelovitsch, Pavlik und Kabik Bejltusch.

Im Winter traf ich mich mit meinen Freunden abends in Kaunaus auf der Eisbahn oder in der Mizkjawitschstraße und Gardinostraße. In der

¹¹ Als Gabbai wird der Laienvorsteher einer Synagoge bezeichnet. Dieser übernimmt im begrenzten Umfang zeremonielle und verwaltungstechnische Aufgaben.

Gardinostraße trafen sich eher die Jugendlichen des jüdischen Gymnasiums, in der Mizkjawitschstraße eher die des litauischen.

Während der Winterferien brachte ich außer den Lehrbüchern meine Schlittschuhstiefel mit nach Hause. In Jonava hatten die Soldaten eine sehr schöne Schlittschuhlaufbahn angelegt. Mama, Schurik und ich gingen hier gerne Schlittschuhlaufen. Sogar Papa genehmigte sich von Zeit zu Zeit dieses Vergnügen. Im ersten Unterrichtsjahr hatte ich ebenso wie Wazlovas eine Schüler-Monatskarte für die Eisenbahnfahrten. Ich fuhr täglich mit Wazlovas hin und zurück. Wir hatten unterschiedliche Interessen, aber zusammen mit der Bahn zu fahren war vergnüglicher als allein.

Im darauffolgenden Jahr sorgten meine Eltern für eine Einquartierung bei Madam Abramska. Sie wohnte in der Donelaitisstraße, in der Nähe der Wohnung des Nuntius, zusammen mit ihrem Sohn Senja. Die Tochter war nach Palästina ausgewandert, sodass ein Zimmer bei ihr frei geworden war. Senja arbeitete in der jüdischen Zentralbank. Er war 20 Jahre älter als ich. Ihre Wohnung lag im Hochparterre eines repräsentativen Hauses. Dieses Mal wollte ich nicht zur Vollpension wohnen. Ich aß zu Mittag in der Imbissstube »Asta«. Das Frühstück und Abendessen nahm ich zu Hause ein.

Die Eltern erzogen mich streng. Als Taschengeld bekam ich nur 2 lit. pro Woche. Das war für den Kinobesuch und andere Bedürfnisse sehr wenig. Weder Tante Rosa noch Tante Sonja boten mir Geld an, obwohl ich sie regelmäßig besuchte. Für die 2 lit. konnte ich entweder einmal ins Kino gehen oder mir ein paar Filmstar-Bildchen kaufen oder mich einige Male an italienischem Eis laben. Ich begann darüber nachzudenken, wie ich mein Budget erhöhen könnte. Wenn Mama mich besuchte, wollte sie mir kein Geld für das Mittagessen dalassen. Stattdessen kaufte sie an der Kasse vom Imbiss »Asta« Gutscheine für eine Woche im Voraus. Ich benutzte sie, aber versuchte nach Möglichkeit, diese »ökonomisch« zu verwerten. Wenn Mama zu Besuch kam, schickte sie mich manchmal zum »Asta«, um neue Gutscheine zu kaufen. Ich kaufte dann der Summe nach weniger Gutscheine und ergänzte sie durch die aufgesparten der vergangenen Woche. Auf diese Weise hatte ich nach dem Unterricht die Möglichkeit, öfter Filme zu sehen. Dafür war mein Magen ziemlich leer. Wenn ich an den Wochenenden nach Hause kam, wunderte sich Mama über meinen Appetit. Meine lieben Eltern konnten ja nicht wissen, weshalb ich plötzlich so gierig war und viel aß.

Mama wollte, dass ich im Englischen besser wurde. Zwei Mal in der Woche besuchte ich Miss Peel, mit der ich zusammen »Dorian Grey«

von Oscar Wilde lesen musste. Danke an meine Mutter. Meine Sprachkenntnisse haben mir nicht nur einmal durchs Leben geholfen.

Aus der Gruppe meiner Schulkameraden war ich die Einzige, die nicht mit den Eltern in Kaunas wohnte. Gemeinsame Treffen, Geburtstage, abendliche Feiern im Gymnasium und Ausflüge hätten für mich nur an den Ausgetagen stattfinden können, denn ich musste immer nach Hause kommen. Auf diese Weise bekam ich vieles nicht mit, keine Tanzabende, Spaziergänge, Bootsfahrten mit Ruderboot oder Kajak. So war meine Jugendzeit um einiges ärmer als bei anderen. Abends, gewöhnlich zwischen acht und neun Uhr, riefen für gewöhnlich Papa oder Mama an. Sie wollten sich erkundigen, ob ich die Hausaufgaben für den nächsten Tag gemacht hatte, wünschten mir gute Nacht und legten den Hörer auf. Darauf hatte ich nur gewartet. Einmal piffen zu dieser Zeit meine Kameraden wie abgemacht nach mir. Sie hatten unter meinem Fenster gewartet. Fröhlich gingen wir alle zusammen spazieren. Doch einmal, als ich gegen 10 Uhr oder etwas später zurückkam, teilte mir Frau Abramska mit, dass meine Eltern noch einmal angerufen hätten, und dass ich sie bei meiner Rückkehr zurückrufen sollte. Da war nichts zu machen. Ich musste anrufen und bekam den zu erwartenden Ruffel. Am nächsten Morgen erzählte ich natürlich den Kameraden davon. Wir überlegten uns etwas. Die Funktionsweise des Telefons hatten wir im Physikunterricht schon durchgenommen. Ich nahm mir vor, falls wir uns wieder einmal bei Max Schwarz – er wohnte in der Maironio-Straße gegenüber dem Gymnasium – oder bei jemand anderem treffen wollten, dass ich die Membran aus dem Telefonhörer entferne. Nachdem ich dann zurückgekehrt war und Madam Abramska sich schon in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, brauchte ich sie nur noch an ihren Platz einzusetzen. So machte ich es dann auch. In der Folge beklagte sich Madam Abramska darüber, dass abends manchmal das Telefon klingelte, aber keine Stimmen zu hören waren. Am Tage sei der Apparat dann wieder in Ordnung. Ich verriet natürlich nichts. Einmal rief sie sogar einen Monteur, aber der konnte natürlich keinen Fehler entdecken.

Mutters Geburtstag war der 31. Dezember. Zu Hause wurde dieser Tag immer in großem Stil gefeiert. Aus Kaunas kamen 20 bis 30 Gäste angereist. Im Wesentlichen waren es Verwandte von Papas Seite: Tante Sonja und Grigori Lvovitsch Rabinovitsch, Beilinsons, Rosenblums mit Wowa, Bergmanns mit Asta, dann Ärzte mit ihren Familien: Sascha und Katja Kantorovitsch mit Pupa, Stella Lelja Schwarz, Lelja und Zilja Kogan, einige Schauspieler des Jüdischen Theaters von Kaunas wie z.B.

Sofia Erdi und viele andere. Immer auch pflegten dabei zu sein die Angehörigen beider Apothekerfamilien. Im Esszimmer wurde der große viereckige Tisch ausgezogen und festlich mit allem für zwei feierliche Anlässe Dazugehörigen gedeckt: Silvesterabend, Neujahrsbeginn und Mutters Geburtstag. Aus dem Schlafzimmer wurden die Möbel geräumt und stattdessen fünf bis sechs Krankenhaustische aufgestellt. Auf den Tischen standen verschiedene hausgemachte Torten. Die Torten auszuschnücken war meine Aufgabe. Nach dem Abendessen wurde das Neue Jahr gefeiert. Die Gäste wurden zum Tee in das Schlafzimmer gebeten. Währenddessen wurde im Esszimmer eine Tanzfläche geschaffen. Tisch und Stühle wurden zur Seite gerückt. Es gab ein Telefunken-Radiogerät, ein Grammophon für verschiedene Schallplatten und ein Klavier. Die Gäste feierten fröhlich, sangen und tanzten. Für solche Events stand meinen Eltern übrigens auch das Hotel des Bürgermeisters immer zur Verfügung. Im Morgengrauen begaben sich unsere Allernächsten bei uns zur Ruhe. Die übrigen Gäste führte Papa ins Hotel, das sich nicht weit von uns befand. Ich langweilte mich bei dieser Feier, als ich älter wurde. Meine Altersgenossen begingen das Neujahrsfest schon ohne Eltern, während ich wegen Mamas Geburtstag immer zu Hause bleiben musste. Und zudem war ich ja an allen Wochenenden gezwungen, nach Jonava zu fahren. Meine Schulkameraden beschlossen, nach Abschluss der Unterrichtszeit eine Fahrradtour zu mir nach Jonava zu machen, eine Strecke von 32 km. Davon erzählte ich meinen Eltern nach dem Abendessen. Sie schlugen vor, diesen Ausflug an meinem Geburtstag zu machen. So statteten mir dann, am 30. Juni 1936, meine Freunde auf Fahrrädern einen Besuch ab: Vera Frenkel, Nina Finkelstein, Buma Rosen, Efraim Bak, Ronja Feigelovitch, Pavlik und Kobik Bejlinson und Max Schwarz. Es war ein schöner warmer Sommertag. Wir begaben uns alle zu unserem Strand, um ausgiebig und fröhlich zu baden. Als wir zurückkehrten, hatten meine Eltern eine richtige Geburtstagsfeier für mich organisiert – zum ersten Mal ohne Erwachsene. Zuerst bewirtete mein Papa, mein strenger Papa, alle Anwesenden mit Wein, und später durften wir sogar zu Grammophon- und Radiomusik tanzen.

Meine Hobbys waren [neben dem Tanzen] künstlerische Gymnastik und Leichtathletik im Makkabi-Club. Im Winter wurde im Staatlichen Theater für Oper und Ballett ein Abend veranstaltet, an dem Gymnastinnen, Leichtathleten, Akrobaten und Tänzer ihr Können demonstrierten. Das waren sehr ernst zu nehmende Auftritte. Wir Halbwüchsigen trainierten nicht nur in der Turnhalle, sondern auch zu Hause. Denn so

eine Veranstaltung besuchte auch der litauische Präsident, A. Smetana. Ich war Mitglied der Gymnastikgruppe. Die besten Gymnastinnen durften in der ersten Reihe auftreten und ich kämpfte eifrig um diese Ehre. Der Makkabi-Club nahm auch an Paraden teil, als Kaunas eine Zeitlang Hauptstadt war. Wir trugen stolz unsere weiß-blaue Flagge und die Fahrräder waren mit weiß-blauen Bändern geschmückt. Auf der Parade trugen wir blaue Shorts und weiße T-Shirts mit blauem sechszackigen Stern auf der Brust. Blau und nicht gelb, noch nicht gelb. Zu den jüdischen Feiertagen stellten die Juden zu Ehren angesehener zionistischer Persönlichkeiten Porträts in die Fenster ihrer Häuser, z.B. von Dr. Herzl, Max Nordau und anderen bekannten Zionisten. Im Sommer fuhren die Mitglieder des Makkabi-Clubs ins Sportlager in Palanga oder in andere Orte. Meine Eltern ließen mich nie mitfahren, nicht einmal für ein bis zwei Tage. Ich bedauerte das sehr. Welch ein wolkenloses, sorgenfreies Leben verschwand für immer mit dem Erwachsenwerden!